

Zeitschrift:	Schweizerische Lehrerinnenzeitung
Herausgeber:	Schweizerischer Lehrerinnenverein
Band:	28 (1923-1924)
Anhang:	Aus der Praxis der Lehrerin : Beilage zur "Schweizerischen Lehrerinnen-Zeitung"

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 07.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Aus der Praxis der Lehrerin

Beilage zur „Schweizerischen Lehrerinnen-Zeitung“

Aussen und innen.

Von *Helene Stucki*.

Vor kurzem ist im Tagewerkverlag in Donauwörth ein „Büchlein aus der Schule“ erschienen, das von der pädagogischen Presse mit Recht warm empfohlen wird. Der Verfasser heisst Franz Seitz und sein Werklein ist betitelt: „*Kindliche Kraft*“. An dieser Stelle kann es sich nicht um eine Buchbesprechung handeln; hier soll man ja aus seiner Praxis allerlei auskramen. Aber was Seitz in seiner theoretischen Einführung — das Buch ist im übrigen eine Sammlung von Aufsätzen 12—13 jähriger Knaben — darlegt, scheint mir an das Kernproblem des Deutschunterrichtes zu röhren und besser als ich es vermöchte, das Ziel zu formulieren, zu dem ich dann ein paar Garten-, Wald- und Wiesenwegelein zeigen will. Darum seien hier, allerdings in knappster Zusammenfassung, die Ausführungen Seitz's wiedergegeben.

Er stellt vorerst das Begriffspaar *aussen* und *innen* einander gegenüber. Was wir mit den Sinnen wahrnehmen und auch die Spiegelung dieser Sinneswelt im Innern des Menschen, heissen wir *aussen*. Das *Innen* dagegen liegt jenseits von allem Mechanischen, es ist das Seelische. Diese beiden Welten scheinen unabhängig voneinander, sind es aber nicht. Der Mensch, der ganz nur im *Aussen* lebte — insofern das möglich wäre — käme nicht zu seinem *Innen*. „*Dumpf, klumpenhaft bliebe sein Seelisches.*“ Aber — und das ist überraschender — er käme auch nicht zu seinem *Aussen*, d. h. er bliebe in das *Aussen* hineingebunden, er würde es nicht besitzen. Umgekehrt käme — was allerdings noch weniger denkbar ist — ein Kind, bei dem die ganze erzieherische Tätigkeit nur auf die Entfaltung seiner *Innenwelt* gerichtet wäre, nicht zu seinem *Aussen*, aber auch nicht zu seinem *Innen*. Denn der Weg zur Entfaltung des *Innen* führt durch das *Aussen*. Ausschaltung der Sinne hätte ebenso Vertierung zur Folge wie deren ausschliessliche Pflege. Es findet also eine Wechselwirkung statt. Das *Innen* macht das *Aussen* zum Träger menschlicher Werte; das so mit Kraft gefüllte *Aussen* gestaltet das Innere menschlich höher aus. Das *Innen* ist eine dumpf daliegende Masse, das *Aussen* der Angriffshebel, der sie in Bewegung bringt. Das Mittel nun, durch das *aussen* und *innen* zusammen kommen, ist die Sprache. Im Wort schmelzen Empfindung und Sinnlichkeit zusammen und durchdringen sich in einer sich gegenseitig erhöhenden Wechselwirkung.

Die Sprache aber, die ursprünglich mit Anschauung und mit Seelengehalt geladen war, ist heute für einen grossen Teil der Menschen „intellektualistische Begriffsaufklebemarken“ geworden. Aufgabe des muttersprachlichen Unterrichtes ist es deshalb, das leergewordene Gefäss wieder zu füllen, eine befruchtende Beziehung zwischen *aussen* und *innen* mit Hilfe der Sprache wieder herzustellen.

Der Mensch, der Schüler muss die konventionell übernommene Sprache mit Eigengehalt von *innen* her laden; denn nur dadurch, dass er die äussere Welt

mit der innern Kraft durchdringt, erstarkt diese innere Kraft; nur durch ein langsames aber stetes Einbeziehen der äussern Welt ins Innere wird er wahrhaft Mensch. Durchseelung der Sinne und Durchsinnlichung der Seele! Menschliche Entfaltung des Seelischen mit Hilfe der Sinne, menschliche Besitzergreifung des Sinnlichen mit Hilfe der Seele! Dieses Ziel aber kann die Sprache nur erreichen, wenn wir erkennen, dass ihr wahres Wesen unter der Herrschaft des Seelischen und nicht der Grammatik steht. So weit Seitz.

* * *

Fast möchte es mir angesichts der hohen Worte und des grossen Ziels bange werden, nun von eigenen, ganz bescheidenen Schulerfahrungen zu reden. Wenn es nicht für uns alle, die wir, teils gläubig, teils skeptisch, die verschiedenen Weltverbesserungspläne und neuen Bildungsideale vor uns auftauchen sehen, immer wieder heissen würde: Was kann ich an dem kleinen Plätzlein, auf dem zu wirken mir ein Weilchen vergönnt ist, tun, damit irgend etwas besser werde? Für uns Pädagogen im besondern: Was kann ich tun, um in dem Kinde die Kraft zu wecken und zu stärken, die ihm seine Welt, sein Aussen und sein Innen, sich erobern und wohnlich einrichten hilft?

Und nun ein Stücklein Praxis:

In einer ganz mittelmässigen obersten Klasse gab ich als erstes Aufsatzthema des Jahres: „Was mich froh macht.“ Ich glaubte, es sei ein feines Thema, so ganz geeignet zur Beseelung der sinnlichen Welt. Ich versäumte auch nicht, ein bisschen zu „guseln“ und zu reizen. „Was *mirch* froh macht? Etwa eine Platte voll Makkaroni, wenn ich hungrig von der Schule komme, eine Matte voll gelben Löwenzahns, ein froher Blick aus Augen, die vorher traurig waren.“ Leise wies ich auf die Steigerung in der Art der Freuden hin, schmeichelte mir auch schon heimlich, die Kinder auf solche Weise zu edlen Freuden zu erziehen, und drückte den Wunsch aus, dass der Aufsatz hell und strahlend sei, wie der heutige Frühlingstag, und dass die Freude aus ihm sprudle. Das Resultat meines Bemühens war kläglich, eine elende Enttäuschung! Viel Worte, viel denn und dann, ein breites unanschauliches Ausmalen der Situation, abschweifen vom Thema, sklavisches Befolgen des angedeuteten Planes, massenhafte Fehler, kurz, weder Sinne noch Seele, geschweige deren gegenseitige Durchdringung. Was war schuld an dem Misserfolg? Seitz sagt sehr hübsch, „dass Gefühls- und Gedankenproduktion nicht auf Anruf gelingt, sondern von innen kommen muss.“

Ich hätte also mit dem Thema warten sollen, bis einmal das Schulzimmer von Jubel erfüllt gewesen wäre. Dann wurde mir klar, wie wenig diese Kinder dem äussern und innern Erleben noch geöffnet waren. Auftun musste man sie also, ihre Augen und ihr Herz. Da wurden ganz kleine, bescheidene Vorträglein gemacht, alle Tage ein paar, mit deutlicher „Eingrenzung des Blickfeldes“. Etwa: Frühling auf dem Schulweg, in der Anlage oder im Garten, ein Maienbild oder ein Baum auf der Schanze; dann eine Freude, mein erster Kummer, ich hab einen Menschen froh gemacht, eine schlimme Stunde usw. Viel Leeres und Kraftloses musste man über sich ergehen lassen. Aber sobald ein Stücklein eigenes Leben sich regte, in einer Wendung, einem Werk, einem Bild, da horchten wir auf und da hiess es: So, ja gerade so musst du's machen! Ins Aufsatzheft kam dann, gerade exakt nach dem verunglückten Aufsatz, ein Diktat

aus dem Jugendborn: Tu die Augen auf! Von Lüften, die in der Mittagsglut zittern und blauen Wolkenschatten und tändelnden Sonnenstrahlen und von Domen und Brücken und trauten Wohnhäusern war darin die Rede. Wir fragten uns, warum das alles so lebendig wirke und wir merkten, wie in den Worten ein Bild, eine Vorstellung steckt, und wir machten uns durch Auswendiglernen das schöne Stück zu eigen. Das ging dann noch ein paarmal so: Auf den Aufsatz „Ich will“ folgte das Huggenbergersche: „Das Leben ist kein Würfelspiel“; das Thema „Worüber kleine Kinder lachen“ wurde verklärt durch ein darauf folgendes Glockenlied von Spitteler. Dass „Kindertränen“ nicht immer, wie die meisten Schülerinnen es in einem späteren Aufsatz darstellten, ein „Gewitterregen sind, der rasch niederfällt und rasch verdampft“, kam uns zum Bewusstsein durch Wildenbruchs erschütternde Erzählung, aus der ein Stück ins Heft eingetragen wurde.

Wenn die Mädchen ihr Schulheft durchblättern, jetzt und später, kann es nur gut sein, dass ihre Aufmerksamkeit von den eigenen Versuchen zu den reifen Schöpfungen der Meister gelenkt wird. Unmerklich wird die eigene Innenwelt bereichert und vertieft, und langsam wächst das Verständnis für die Gestaltung, die Verschmelzung des Innen mit dem Aussen, für den Ausdruck.

Auf jeden Fall hat heute die Klasse, was ihre schriftlichen Arbeiten und was ihre allgemeine Reife anbelangt, einen tüchtigen Ruck vorwärts gemacht. Die Art und Weise, wie Aufsätze korrigiert und bewertet werden, scheint dabei von etwelchem Einfluss gewesen zu sein. Von der *Aufsatzkorrektur* ist in methodischen Vorträgen und Handbüchern viel die Rede. Gelegentlich wird sie als die zweckloseste aller Arbeiten gebrandmarkt. Das stimmt wohl nicht ganz. Ob man aber eine Note unter den Aufsatz setzt oder eine halbseitige Kritik oder ob man überhaupt keine „schulmeisterliche Notiz“ davon nimmt, das scheint mir weniger wichtig, als etwas anderes: dass aus unserer meist negativen Einstellung eine positive werde, d. h. dass wir mit derselben Andacht, demselben Pflichtgefühl, mit dem man weiland nach orthographischen und stilistischen Unebenheiten fahndete, nun die Stellen zu entdecken suchen, in denen etwas von eigener Schöpferkraft durchschimmt. Diese Stellen — es können einzelne Wörter, Attribute oder Verben, auch Wendungen oder Bilder sein — sollten eigentlich rot angestrichen oder wenigstens durch das Wörtlein „gut“ am Rande hervorgehoben werden. Und bei der Rückgabe der Hefte mag es heissen: „Vieles in der Arbeit ist so, wie alle es können; aber irgendwo, da blickt wirklich das Mädeli oder Bethli oder Liseli uns an. Wer merkt, was ich meine?“ — Das wären seltsame Kinder, die da nicht mit Freuden an die Sucherarbeit gingen.

Ein paar Beispiele von solchen Spuren eigenen Schauens und Empfindens:
„Ich legte die Eier so behutsam in das Körbchen, als ob sie meine Kinderlein wären, die ich ins Bett legte.“

„Die Sonnenstrahlen tanzten auf dem platten Boden umher oder kitzelten das eben wach gewordene Kanarienvöglein unter den Federn. Es dehnte sein gelbes Röcklein in der Wärme aus und flatterte einige Male in dem Käfig auf und nieder.“

Von einem Täufling schreibt eine: „Er lachte, blinzelte mit den Augen, und wenn der Pfarrer glaubte, den Tropfen aufdrücken zu können, drehte sich Franzli wieder um.“

Und vom selben Kind heisst es: „Er lachte oft ganze Liedlein nacheinander.“

Eine andere beobachtet, wie die A-B-C-Schützen zum erstenmal zur Schule wandern: „Manchmal sprangen sie auf, und dann klirrten die Federkästchen in den neuen Ranzen.“

In einem Aufsatz „Eine hübsche Entdeckung“ findet sich die Stelle: „Wieviel Mutterliebe war doch in dieses Nestchen eingebaut!“

Von einer ganz schwachen Schülerin stammt folgende Einleitung zu einem Maienaufsatzz:

„O komm herein, du schöner Mai,
Dass die Züglete bald ist vorbei,
Dass ich hab' eine schöne Bude
Und sie nicht muss teilen mit der Trude!“

An Anschaulichkeit nichts zu wünschen übrig lässt: „Jetzt sah ich, wie die Falle hinunterging. Erwartungsvoll schaute ich zur Türe. Sie ging langsam auf und herein kam auf zwei krummen Beinchen, auf denen zwei runde Klösse sassan, der obere kleiner als der untere: ein berocktes Männchen.“

Reizvoll wirkt die Übertragung der Empfindung auf die Aussenwelt in einem Ferienaufsatzz, in dem eine Schülerin im wonnigen Vorgefühl auf einen Ausflug schreibt: „Weil mir so wohl war, streckte ich mich so stark aus, dass ich mit den Ellenbogen das obere und mit den Zehen das untere Ende des Bettes berührte.“

Ein paar Stunden später, nachdem sie bemerkt hat, dass der Regen die geplante Freude verdirbt: „Langsam trat ich den Rückweg ins Bett an und als ich glücklich gelandet war, rollte ich mich wie eine Schnecke zusammen und vergrollte so den ganzen regnerischen Morgen.“

Solche Stellen — die sich leicht vermehren liessen — beweisen, dass das Kind wirklich — ich brauche nochmals einen Ausdruck von Seitz — sein Besitztumssiegel einem Stücklein Welt aufdrücken kann.

Dass dieses Stücklein täglich wachse, dass das Kind die Aussenwelt zu sich hineinnehme und seine Innenwelt nach aussen strahle, das sei unsere Sorge; denn

Nichts ist drinnen, nichts ist draussen;
Denn was innen, das ist aussen.
So ergreifet ohne Säumnis
Heilig öffentlich Geheimnis. (Goethe.)
